

GERHARD NITSCHKE

**Nach 40 Jahren –
unsere Aufgaben für die Zukunft**

BERNWARD VERLAG

GERHARD NITSCHKE

**Nach 40 Jahren —
unsere Aufgaben für die Zukunft**

Bernward

Heft 7 der Schriftenreihe
»Wahrheit und Zeugnis«
Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Der vorliegende Text ist die für den Druck nur leicht überarbeitete Fassung des Referates in der Festlichen Stunde des 39. Jahrestreffens der Danziger Katholiken am 28. Juli 1985 auf der Jugendburg Gemen bei Borken/Westfalen

ISBN 38 7065 4163

© 1986

Bernward Verlag GmbH, Hildesheim

Gesamtherstellung: Druckerei Schwitalla Himmelsthür

Vorwort

Das Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken, und die Adalbertus-Jugend, Katholische Jugend aus Danziger Familien — die beiden Gemeinschaften der außerhalb ihrer alten Heimat lebenden katholischen Danziger und ihrer Nachkommen — haben sich im Verlaufe ihrer fast 40jährigen Tätigkeit immer wieder auf ihren Treffen und Tagungen darum bemüht, Aufgaben und Ziele ihrer Arbeit kritisch zu überdenken und neu zu formulieren. Gelegenheit dazu boten besonders die großen gemeinsam durchgeführten Jahrestagungen auf der Burg Gemen in Westfalen, die schon seit 1947 stattfinden.

Es lag nahe, im Jahre 1985 — 40 Jahre nach der Vertreibung — erneut Bilanz zu ziehen und sich mit den Aufgaben für die Zukunft zu beschäftigen. In seinem Schlußreferat auf dem 39. Gementreffen übernahm es der 2. Vorsitzende des Adalbertus-Werkes, Herr Gerhard Nitschke, sowohl Rückschau zu halten auf die gesamte Entwicklung der Vertriebenenarbeit seit 1945 als auch den derzeitigen Standpunkt unserer Arbeit zu orten und die wichtigsten Aufgaben für die Zukunft begründend vorzustellen. Er tat das so eindrucksvoll und überzeugend, daß die Veröffentlichung des Referats in unserer Schriftenreihe »Wahrheit und Zeugnis« angezeigt erscheint, um es auch über den Kreis der Zuhörer hinaus bekannt zu machen, zumal die benannten Aufgaben die zukünftige Arbeit unserer Gemeinschaften bestimmen müssen.

Grundlage des gesamten Referates von Herrn Nitschke ist unser Glaube, der letztlich die Kraft gab und gibt, das Vergangene zu bewältigen, sich aber auch hoffnungsvoll den Aufgaben für die Zukunft zuzuwenden. Gerade des-

halb wirkt das Referat wie ein Prolog zum 40. Gementreffen, das unter dem Leitwort stehen wird: »Schritte auf dem Weg der Versöhnung«.

Hagen, im Juni 1986

Edmund Neudeck
1. Vorsitzender des
Adalbertus-Werkes e. V.



Gerhard Nitschke, geb. 13.3.1933 in Danzig. 1945 Erlebnis des Untergangs Danzigs. September 1945 Vertreibung aus der Heimat. Abitur in Dortmund. Studium der Architektur, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft in Hannover. Seit 1960 Architekt in Düsseldorf. Seit 1949 Mitglied in der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend, 1952 — 56 deren stellv. Sprecher. 1960 Gründungsmitglied des Adalbertus-Werkes e.V., seit 1966 Vorstandsmitglied, seit 1977 2. Vorsitzender. Seit Gründung 1966 Delegierter in der Arbeitsgemeinschaft der Kath. Vertriebenenorganisationen, seit 1980 deren 2. Vorsitzender. Seit 1977 Mitglied des Kath. Flüchtlingsrates in Deutschland, seit 1986 Vorstandsmitglied. Seit 1979 Mitglied des Ständigen Arbeitskreises für Ostfragen des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken. Verheiratet seit 1960, eine Tochter, ein Sohn. Bisherige Veröffentlichungen in der Reihe »Wahrheit und Zeugnis«:

Heft 3: Die Kathedrale zu Oliva (1963)

Heft 4: Burgen des Deutschen Ritterordens (1967)

Die Völker Europas lieben ihre Heimat. Den Deutschen geht es nicht anders. Wer könnte der Friedensliebe eines Volkes vertrauen, das imstande wäre, seine Heimat zu vergessen? Nein, Friedensliebe zeigt sich gerade darin, daß man seine Heimat nicht vergißt und eben deshalb entschlossen ist, alles zu tun, um immer in Frieden miteinander zu leben. Heimatliebe eines Vertriebenen ist kein Revanchismus.

*Richard von Weizsäcker
in seiner Ansprache am 8. Mai 1985
in der Gedenkstunde im Plenarsaal
des Deutschen Bundestages*

Inhalt

	Seite
Einführung	
Die Ausgewiesenen	7
Vor 40 Jahren	
Schrecken des Kriegsendes	9
Vertreibung der Deutschen	12
Glaube und Sprache als Erbe	15
Solidarität der Christen	16
Wagnis des Neubeginns	
Vertreibung als Herausforderung	18
Verzicht auf Haß und Rache	19
Gründung der Vertriebenenverbände	22
Wahrer des kulturellen Erbes	23
Die Sinnfrage	24
Gegenwart und Zukunft	
Wo stehen wir heute?	25
Aufgaben als Danziger	27
Aufgaben als Vertriebene	28
Aufgaben als Deutsche	29
Aufgaben als Europäer	30
Aufgaben als Christen	31
Nachwort	34
Vertreibung und Flucht der Deutschen aus ihren Heimatgebieten	36
Bevölkerungstabelle	37
Herkunft der Zitate	39
Weitere Literatur zum Thema	40

Einführung

Die Ausgewiesenen

*Wir hatten ein Haus, und das Haus verdarb,
Wir hatten eine Heimat, und die Heimat starb.
Man trieb uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,
Man riß uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt.
O hilf uns doch, liebe Maria!*

*Der Vater gefangen im fremden Land,
Die Mutter liegt begraben im fremden Sand,
Haben einen neuen Vater, der heißt: der Tod,
Haben eine neue Mutter, die heißt: die Not.
O hilf uns doch, liebe Maria!*

*Nun sind wir in der Fremde und sehen uns um,
Starrt jedes uns an wie taub und stumm.
Wir stehen vor den Türen und klopfen an.
Ach, wird uns denn nirgends aufgetan?
Erbarme Dich doch, liebe Maria!*

*Gott webt uns ein Röckchen aus Hunger und Gram,
Und stickt es mit Tränen und stickt es mit Scham,
Das Schifflin webt Leid und Leid und Leid,
Ach, webt uns doch ein bißchen Freude ins Kleid!
Ach, webe für uns, liebste Maria!*

Ernst Wiechert

Hochverehrter lieber Herr Prälat!
Sehr verehrte Teilnehmer am 39. Gementreffen!
Liebe Freunde aus Adalbertus-Werk und Adalbertus-
Jugend!

Die soeben vorgetragene Ballade¹ schrieb der ostdeutsche Dichter Ernst Wiechert im Jahre 1946. Sie soll uns einführen in diese Stunde gemeinsamen Nachdenkens über das Thema: »Nach 40 Jahren — unsere Aufgaben für die Zukunft«, das wir uns auf dem Hintergrund des Leitworts dieser Tagung gestellt haben: »1945 - 1985 — Erbe und Auftrag«.

Wer sich Gedanken über die Zukunft machen will, muß Klarheit haben über Vergangenheit und Gegenwart. Wer sagt »nach 40 Jahren«, muß in dieser Stunde auch zunächst fragen: was war vor 40 Jahren, was uns Anlaß gibt, es zur Grundlage der Überlegungen für die Zukunft zu machen.

Kardinal Höffner hat in dem im Fernsehen übertragenen ökumenischen Gedenkgottesdienst im Kölner Dom am 8. Mai gesagt: »Der Mut zur Erinnerung führt uns in die Tiefe, zu den Wurzeln«, und er verwies dabei auf die Worte, die Mose nach dem 40jährigen Zug durch die Wüste zu seinem Volke sprach: »Denk an die Tage der Vergangenheit, lerne aus der Geschichte«.

Trotz des Unmutes, der sicher viele von uns ob der häufig stark polemischen und einseitigen Behandlung des »Vierzigjährigen« in den Medien in den Wochen um den 8. Mai 1985 erfaßt hat, haben wir in den nun zu Ende gehenden Gemen-Tagen noch einmal versucht, uns dieser Thematik von verschiedenen Seiten aus in sachlicher Information und Diskussion zu nähern, um uns in unseren Erinnerungen an die Wurzeln führen zu lassen und dadurch Gewinn zu ziehen für unser Lernen aus der Geschichte und für unser Handeln für die Zukunft. Am Ende dieser Gementage 1985 ist es mir ein ehrenvoller Auftrag, hier nun zu versuchen, aus dem in diesen Tagen Gehörten, Gelernten, Neu-Erkannten und Diskutierten eine Art Bilanz zu ziehen. Es wird aber auch eine kaum lösbare Aufgabe bleiben, da sich vieles, was hier gesagt wurde, nicht mehr in einen solchen abschließenden Vortrag einbringen ließ. Andererseits will ich zumindest versuchen, im dritten Teil meines Vortrages — in dem es um unsere Aufgaben für die Zukunft geht — einige Gedanken besonders aus der gestrigen Diskussion nach dem Referat von Prof. Wothe aufzugreifen, weil es mir wichtig erscheint, daß wir hier nicht auseinandergehen sollten, ohne daß wir in einer bestimmten Hinsicht wieder die Übereinstimmung unserer Aufgabenstellung deutlich erkennen.

Noch eine weitere Vorbemerkung ist meines Erachtens

notwendig: Es geht hier in dieser Stunde nicht darum, noch einmal den Gesamtkomplex »40 Jahre nach Kriegsende« anzusprechen oder zu würdigen. Das ist in den Tagen um den 8. Mai, wie mir scheint trotz der allenthalben vorher vorhandenen Befürchtungen, aus berufenen Mündern verschiedener Provenienz in zum Teil hervorragender und würdiger Weise geschehen, nicht zuletzt in der Rede des Bundespräsidenten von Weizsäcker. Hier und heute geht es darum, zu versuchen deutlich zu machen, wie wir Heimatvertriebenen und deren Nachkommen — speziell wir, die wir in unseren Gemeinschaften uns seit vier Jahrzehnten mit unserem Schicksal auseinandersetzen — auf der Grundlage der Erinnerungen an unser Erlebnis des Kriegsendes und seiner Folgen unsere Aufgaben für die Zukunft sehen, selbstverständlich nicht in der Kleinkariertheit einer Nabelschau nur auf unsere Probleme, sondern im Bewußtsein unseres Eingebundenseins in unser Volk, in die Gemeinschaft Europas und besonders in unsere Kirche. Mein Vortrag gliedert sich in drei Abschnitte: Im ersten möchte ich noch einmal eingehen auf das Ereignis der Vertreibung vor 40 Jahren selbst, um uns in Erinnerung zu rufen, welch ungeheurer Einschnitt sie für unser und des deutschen Volkes Schicksal bedeutete. In einem kurzen zweiten Teil soll die Rede sein vom Wagnis des neuen Beginns im Deutschland der Nachkriegszeit, ehe wir im dritten Teil uns dann fragen müssen: Wo stehen wir heute, und welches sind unsere Aufgaben für das Morgen?

Vor 40 Jahren

Schrecken des Kriegsendes

Lassen Sie uns also zunächst noch einmal zurückkehren zu jener Tiefe, zu jenen Wurzeln, an die sich zu erinnern es nach Kardinal Höffners Worten des Mutes bedarf. Das, was Ernst Wiechert in den anfangs zitierten Versen auch im Leid noch in der Sprache des Dichters sagt, hat Franz Scholz, bis 1946 Pfarrer in Görlitz auf der östlichen Seite

der Neißer, heute emeritierter Professor für Moraltheologie, in seinem vom Februar 1945 bis Juni 1946 geführten Görlitzer Tagebuch² in der kargen Sprache registrierender Prosa festgehalten. Dieses Tagebuch — unter dem Titel »Wächter, wie tief die Nacht?« vor wenigen Monaten neu bearbeitet und wieder aufgelegt — ist ein schriftliches Mahnmal für das Leid all derer, die das Kriegsende im Osten Deutschlands erleben mußten. Hören Sie daraus die Eintragungen vom 6. und 9. Mai 1945:

Gegen sechs Uhr sehen wir entlang der Neißer, von der Altstadtbrücke herkommend, die ersten russischen Patrouillen. Über die Prager Straße längs der Neißer nahen sie. Langsam mit gezücktem Bajonett, in großem Abstand rücken sie, von niemand behindert, vor. Wir flüchten in unser Haus zurück und beobachten ihre Bewegungen vom Flurfenster aus. Kurz nach sechs Uhr hat die Spitze der Patrouillen die »Viktoriahöhe« (Ecke Trozendorfstraße/Ziethenstraße) vor der Courbièrekaserne erreicht. Sie führen keine schweren Waffen bei sich. Langsam schwärmen sie weiter. Bald folgen die kleinen bespannten Verpflegungswagen. Gestalten mit wilden Bärten sitzen auf und lenken die Pferde. Wir entschließen uns, durch die Russen hindurch zum heiligen Opfer in die Kirche zu gehen. Man läßt uns unbehelligt. Ein russischer Feldwebel bietet mir vor der Viktoriahöhe eine Zigarre an. Wir sind getröstet, daß die erste Begegnung unblutig war. Es sieht alles sehr diszipliniert aus. Die Russen scheinen von den nun mehr und mehr auftauchenden Zivilisten gar keine Kenntnis zu nehmen. (6.5.45)

Ganz anders wird das Bild vom späten Nachmittag an, da die Soldaten frei bekommen, um Beute zu machen. Was kommt, ist der harte Gegenschlag der Rache für alles, was Hitler den Völkern im Osten durch seine SS angetan hat. Jetzt sind wir daran, die Rechnung zu bezahlen. Grausig ist es, nun in Görlitz leben zu müssen. Unzählige Züge von frei schwärmenden, Frauen und Beute suchenden Rotarmisten sind unterwegs. Dazu stoßen die Kriegsgefangenen aus dem Stalag VII A in Görlitz-Moys. Sie wurden sofort freigelassen und mußten sich beim Beutesuchen wegen der Sprengung aller

Brücken zunächst auf das kleine Görlitz-Ost beschränken. Nun geht es durch Fenster, eingeschlagene Türfüllungen in die Häuser und Wohnungen. Man sucht Frauen und Wertgegenstände, vor allem Uhren. Das Einschlagen der Türen, der Schrankfüllungen, das Hilfesgeschrei der vergewaltigten Frauen gellt durch die Nacht. Wohl zwanzigmal werden wir heute von verschiedenen Plünderkolonnen überfallen und mit immer entsicherter Pistole angeschrien: »Wo deine Frau? Du keine Frau? Lügner! Jeder Batjuschka (russische Bezeichnung für Geistlicher) hat eine Frau. Du auch!« Nur durch die Anwendung der polnischen Sprache gelingt es, das Schlimmste zu verhüten. (6.5.45)

Die Plünderung entwickelt sich zum System. Lkw fahren vor die Häuser, alles wird verladen. Soweit jemand in der Wohnung ist, werden ihm wenigstens nicht die Möbel entwendet, wenn auch alles an Wertsachen, vor allem Uhren, Radioapparate, Nähmaschinen, Wäsche, Kleidung (besonders Männerkleidung) und Lebensmittel genommen wird. Die Gefangenen aus dem Lager, die vielen polnischen und russischen Zivilarbeiter wollen sich alle neu ausstatten. Die Ostvölker zeichnen sich durch einen unheimlichen Instinkt für verborgene Frauen und versteckte Wertgegenstände aus.

Wo ihr Instinkt nicht zum Ziele kommt, erledigen Spürhunde die Aufgabe. Wer einer Frau die Ehre retten will, riskiert sein Leben. Manche Mutter opfert sich, um ihrer 12- bis 15jährigen Tochter die Schmach zu ersparen. Selbst 70jährige Frauen und Ordensschwwestern werden — oft viele Male am Tage — vergewaltigt. Es ist nicht abzusehen, wann dieses Chaos und die Willkür einer brutalen Soldateska ein Ende nehmen wird. Der Deutsche hat aufgehört, Rechtssubjekt zu sein: Seine Ehre, sein Leib, sein Leben und sein Eigentum stehen einem übermütigen Sieger gnadenlos zur Verfügung. (9.5.45)

Bei den Älteren von uns sind Erinnerungen dieser Art sehr schmerzhaft. Doch ich meine, es ist notwendig, sich diese Ausgangssituation noch einmal bewußt zu machen, besonders auch für jene unter uns, die sie nicht selbst erlebt haben: »Der Deutsche hat aufgehört, Rechtssubjekt zu sein:

Seine Ehre, sein Leib, sein Leben und sein Eigentum stehen einem übermütigen Sieger gnadenlos zur Verfügung.«

Vertreibung der Deutschen

Was dann folgte, wissen Sie aus eigenem Erleben oder haben die Jüngeren von Eltern und Großeltern erfahren: Die systematische Austreibung der Deutschen aus den Gebieten ostwärts der Oder und Neiße, aus der Tschechoslowakei und den deutschen Sprachgebieten in osteuropäischen Ländern, bis 1950 ca. 12 Millionen. Etwa 2,6 bis 3 Millionen verblieben — überwiegend zwangsweise — in diesen Gebieten. Von den in diesen Gebieten (ohne UDSSR) beheimateten Deutschen kamen durch Krieg, Flucht und Vertreibung ca. 3,2 Millionen um, das ist jeder Fünfte. Von den 1939 in unserer unmittelbaren Heimat, im Freistaat Danzig, lebenden ca. 380 000 Menschen sind über 80 000 — also mehr als 20% — in den letzten Kriegstagen umgekommen oder verschollen. (s. Karte und Bevölkerungstabelle im Anhang)

Ich meine, man sollte, auch 40 Jahre nach diesen Ereignissen, hin und wieder deutlich daran erinnern — selbstverständlich ohne den geringsten Versuch einer Gleichstellung oder Aufrechnung — daß es neben der sicher ungeheuerlichsten Verletzung menschlicher Würde im 20. Jahrhundert überhaupt — nämlich der Vernichtung von Menschen aus rassistischen Gründen in den Gaskammern der Konzentrationslager — zwei weitere furchtbare Massenverstöße gegen die natürlichen Menschenrechte in Europa gab, die zwar mittelbare Folgen des von Deutschland aus angezettelten 2. Weltkrieges waren, dadurch aber nicht im geringsten entschuldbar werden:

Es ist erstens die durch jahrelange gezielte Hetze, besonders durch den russischen Schriftsteller Ilja Ehrenburg in der Armeezeitung Krasnaja Swesda (Roter Stern), den sowjetischen Soldaten quasi befohlene Schändung deutscher Frauen und Mädchen bei der Einnahme der deutschen Dörfer und Städte, und es ist zweitens die am Verhandlungstisch von Potsdam am 2. August 1945 durch

Federstrich besiegelte Massendeportation von Millionen Deutschen aus ihrer Heimat.

Die Leichtfertigkeit, mit der über unser Schicksal damals entschieden wurde, erschreckt noch heute, wenn man folgendes Zitat aus einer Rede des damaligen englischen Premierministers Winston Churchill³ vom 15. Dezember 1944 liest bzw. hört:

Die nach unserem Ermessen befriedigendste und dauerhafteste Methode ist die Vertreibung. Sie wird die Vermischung von Bevölkerungen abschaffen, die zu endlosen Schwierigkeiten führt ... Man wird reinen Tisch machen. Mich beunruhigen diese großen Umsiedlungen nicht, die unter modernen Verhältnissen besser als je zuvor durchgeführt werden können.

Die erschreckende Kälte, die aus diesen Worten spricht, läßt deutlich werden, daß die ungeheuren Dimensionen, die die durch die Siegermächte eingeleitete Vertreibung in Hinblick auf die Einzelschicksale, aber auch besonders auf die Zukunft Deutschlands und Europas hatten, nicht im geringsten von den Verhandlungspartnern erkannt wurden, es sei denn allein Stalin hat sie erkannt oder gar gewollt.

Prof. Dr. Ernst Nittner⁴, der vor einigen Jahren hier in Gemen zu uns sprach, hat in einem Vortrag beim Düsseldorfer Katholikentag 1982 diese Dimension der Vertreibung wie folgt katalogisiert:

1. Die politische Dimension, die nationale, staatliche, also auch machtpolitische und wirtschaftspolitische, soll nur genannt sein. Erinnert sei jedoch an den Eisernen Vorhang, die Bolschewisierung Ostmitteleuropas, die wirtschaftliche Bedeutung der Oder-Neiße-Gebiete.

2. Die gesellschaftliche Dimension. Hier bedeutet die Vertreibung das gewaltsame Zerreißen von Bindungen im nationalen und europäischen Rahmen. Sie bedeutet nicht nur die Zerstörung von Kommunikation und Tradition, von gewachsenen Strukturen und Beziehungen innerhalb der deutschen Volksgruppen, der Ostpreußen, Schlesier, Sudetendeutschen usw., sondern auch der Beziehungen zum anderen Volk, zu

seiner Wirtschaft, seiner Kultur, der Beziehungen auch innerhalb der Kirche.

Es sei aber auch der Substanzverlust erwähnt, die unwiederbringliche Vernichtung von persönlichem und Gemeinschaftsbesitz wie Büchereien, Archiven, Manuskripten, Sammlungen, Kunstwerken, aber auch Produktionsstätten und Bildungseinrichtungen — bis zum gewaltsamen Ende großer kultureller Einrichtungen, Forschungszentren, Stätten der Bühnenkunst usw.

Und schließlich darf auch die folgenschwere Vergiftung der Atmosphäre zwischen Deutschen und Polen, Deutschen und Tschechen als Folge von Unrecht und Gewalt nicht ausgeklammert werden. Diese Belastung bot die Möglichkeit, mit langfristiger Wirkung propagandistisch ausgewertet und politisch im Sinn des Klassenkampfes (auch in der Zeit friedlicher Koexistenz) und eines angeblichen Revanchismus umgemünzt zu werden.

3. Und das dritte ist die personale Dimension der Vertreibung: Es geht hier um den unmittelbaren Eingriff in das Naturrecht, in das Leben, in das körperlich-geistig-seelische Personsein des einzelnen.

In ungezählten Schicksalen wurde die Vertreibung zum Verstoß gegen Menschenrechte und Menschenwürde. Man kann über die Millionen ermordeter, gequälter, zerbrochener, verzweifelter, heimatloser, beraubter, verarmter, einsamer, un gerechter Gewalt ausgelieferter Menschen nicht hinwegsehen, darf auch nach bald vier Jahrzehnten über Abertausende zerstörter Familien, vernichteter zwischenmenschlicher Beziehungen, über millionenfachen Verlust an vitalen und geistigen Kräften einstmals schöpferischer Menschen nicht hinwegsehen! Genausowenig wie über die Opfer des Holocaust!

Wir selbst, die wir diese Zeit miterlebten und durchstanden haben, haben wahrscheinlich am stärksten die ganz unmittelbaren emotionalen Erinnerungen bewahrt, nämlich an die bis zu ihrem Eintreten für völlig unmöglich erachtete totale Auflösung aller Wertordnungen, an die Zerstörung oder den Verlust allen irdischen Besitzes, an Tränen, Blut, Leid, Tod.

Glaube und Sprache als Erbe

Wenn wir uns hier an dieser Stelle unserer Überlegungen zum ersten Male fragen, was uns in diesem Erleben des Jahres 1945 verblieb vom Erbe unserer Mütter und Väter, das wir mitnehmen wollten und konnten in eine total ungewisse Zukunft, dann werden uns ganz sicher keine kulturellen Werte einfallen. Die Zerstörung der Kunst und Architektur unserer Heimatstadt Danzig im Flammenmeer hatten viele von uns selbst erlebt; und mit dem Untergang der sichtbaren Stadt erschien vielen von uns auch der Untergang von Geschichte, Dichtung und Musik dieser Stadt besiegelt. Ähnliches werden alle Menschen empfunden haben, deren einziges Interesse in jener Zeit darauf gerichtet sein konnte, wenigstens die physische Existenz zu retten, während alle geistigen Werte in ihrer Umgebung sinnlos zerstört wurden.

Was übrig blieb vom Erbe unserer Mütter und Väter, was uns keiner nehmen konnte, war vor allem der Glaube, war die Fähigkeit zu beten, war das Vaterunser, war der Rosenkranz, der im Keller, auf der Flucht, auf den Vertreibungswaggons, im Lager gebetet wurde. Und ein Zweites war uns geblieben: die Sprache — zumindest denen, die die Heimat verließen. Den anderen, die dort blieben oder bleiben mußten, wurde ihr Gebrauch zumindest in den ersten Jahren verboten und war nur unter Gefahr möglich.

Uns aber, die wir unsere Muttersprache mitnahmen in die Fremde, war sie zunächst elementarstes Mittel, einander zu trösten, anderen in der Not etwas Gutes zu sagen, andere zur Hilfe aufzurufen und auch, unsere Not in die Welt zu schreien.

In unserer Sprache erkannten wir jedoch auch sehr bald das Mittel, das kulturelle und geistige Erbe unserer Heimat zu bewahren und weiterzutragen, ehe noch an irgend eine wissenschaftliche Arbeit oder Dokumentation zu denken war. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Erzählungen meiner Eltern in unserer ersten Flüchtlingswohnung im Münsterland, in denen uns aus der Erinnerung heraus —

allein durch das Wort — Geschichte, Dichtung und Mundart Danzigs erschlossen wurden, bevor es überhaupt einen einzigen Danziger Heimatkalender oder Heimatbrief gab. Die Sprache wurde uns aber auch erste und wichtigste Brücke zu den Menschen in unserer neuen Umgebung, die ja die gleiche Sprache hatten; und dadurch wurde sie auch Brücke in die Zukunft, die wir uns nur gemeinsam mit ihnen eröffnen konnten. Ich meine, wir sollten uns einmal bewußt werden, welchen ungeheueren Vorteil wir in dieser Hinsicht damals gegenüber den Spätaussiedlern von heute besaßen, die diese unmittelbare Brücke der Sprache zu ihrer neuen Umgebung häufig nicht mehr oder nur noch rudimentär besitzen.

Solidarität der Christen

Aus dem Erbe gemeinsamen Glaubens und gemeinsamer Sprache erwuchs uns durch die Möglichkeit gemeinsamen Betens auch neues Vertrauen in die Solidarität unserer Glaubensbrüder in der neuen Umgebung, die uns für die Zukunft Hoffnung gab. Hören Sie zum Abschluß dieses ersten Teils meiner Ausführungen das Zitat eines der wichtigsten Dokumente jener Zeit, das hiervon Zeugnis gibt, nämlich den ersten Hirtenbrief, den die deutschen Bischöfe zum Thema Vertreibung am 30. Januar 1946 an die deutsche Bevölkerung richteten:⁵

Wir katholischen Bischöfe können nicht länger schweigen zu dem furchtbaren Lose der mehr als 10 Millionen Ostdeutschen, deren Vorfahren größtenteils schon vor 7 - 800 Jahren im ostdeutschen Raum gesiedelt und den Boden urbar gemacht haben. Es handelt sich um die Deutschen in Schlesien, in Ost- und Westpreußen, in Pommern, im Sudetenland, aber auch in Ungarn, Rumänien, Südslawien usw.

Alle diese Menschen sind mit gewaltsamer Vertreibung aus ihrer angestammten Heimat bedroht, ohne daß sie ihr Hab und Gut mitnehmen können, ohne daß ihnen in Westdeutschland eine ausreichende und menschenwürdige Existenz gegeben werden könnte.

Millionen sind schon von diesem entsetzlichen Schicksal ereilt. In Schlesien allein dürften es mehrere Millionen sein. Die Austreibung ist mit furchtbarer Brutalität, unter Nichtachtung aller Menschlichkeit erfolgt. Auch nachdem der Hohe Kontrollrat die zwangsweisen Aussiedlungen abgestoppt hat, haben sie keineswegs aufgehört. Die zurückbleibenden Deutschen aber werden so furchtbaren Drangsalierungen unterworfen, daß sie genötigt sind, das Land zu verlassen, sofern sie nicht durch Untertauchen in fremder Nationalität Schutz finden.

Die Weltöffentlichkeit schweigt zu dieser furchtbaren Tragödie. Es ist, als sei ein eiserner Vorhang vor diesem Teil Europas niedergelassen.

Wir wissen, daß gerade in jenen Gebieten Deutsche furchtbare Verbrechen an den Angehörigen anderer Nationen begangen haben. Aber seit wann ist es erlaubt, an Unschuldigen sich zu rächen und Verbrechen durch Verbrechen zu sühnen? Man soll die wirklich Schuldigen zu unerbittlicher Rechenschaft ziehen. Aber wer will das Massensterben von Kindern, Müttern, alten Leuten verantworten?

Wer will die Verzweiflung so vieler Tausender auf sich nehmen, die in ihrem entsetzlichen Elend ihrem Leben selbst ein Ende machen?

Wir bitten und flehen, die Weltöffentlichkeit möge ihr Schweigen brechen; diejenigen, die die Macht in Händen haben, mögen verhüten, daß Macht vor Recht gehe, und daß aufs neue eine Saat des Hasses ausgestreut werde, die nur neues Unheil in sich haben kann.

Im Namen der Gerechtigkeit und der Liebe erheben wir unsere Stimme für unsere Landsleute im Osten. Wir bitten die Gläubigen, in ihren Gebeten immer wieder dieser Not zu gedenken, und wenn die Ostflüchtlinge zu uns kommen, sie mit der ganzen Opferbereitschaft christlicher Liebe zu empfangen.

Wagnis des Neubeginns

Vertreibung als Herausforderung

Wie sah nun diese Zukunft aus, die ca. 12 Millionen Menschen erwartete, die aus dem Osten, Süden und Südosten in das Restdeutschland strömten, davon allein ca. 10 Millionen in die drei westlichen Besatzungszonen. Die großen Städte waren zerstört, die wirtschaftliche Potenz war äußerst geschwächt, und die Bevölkerung war durch den Terror der Bombennächte gegangen oder strebte erst aus der Schutzevakuierung in die zerstörten Heimatstädte zurück. Es schien, als könnte die von einigen Historikern angenommene Absicht Stalins, die er mit der Vertreibung verbunden haben soll, ganz Deutschland würde durch das unausweichliche Chaos im überfüllten Restdeutschland als reife Frucht dem kommunistischen Herrschaftsbereich zufallen, bald Wirklichkeit werden.

Das Dilemma war groß: In den Städten, wo es Arbeitsmöglichkeit gegeben hätte, gab es keine Wohnungen; wo es Wohnungen gab, gab es keine Arbeit. Hinzu kam der Unterschied in der wirtschaftlichen Struktur zwischen Ost und West: dort gab es vorwiegend Landwirtschaft, hier weite Industriegebiete, die jedoch durch Krieg und Demontage weitgehend brach lagen. Diese Umstände u.a. ließen in Kürze in den drei Westzonen Arbeitslosenzahlen von über 5 Millionen entstehen. Verkennen wollen wir auch nicht, daß eine natürliche Abwehrreaktion der einheimischen Menschen erwartet werden mußte: zu ihren eigenen Sorgen und Problemen sollten sie nun auch noch mit den Vertriebenen Wohnung und Arbeit teilen. So wurde die Vertreibung zu einer der größten Herausforderungen an Gesellschaft, Christentum und Kirche, die auch hätte anders enden können, nämlich in einem neuen Teufelskreis von Radikalisierung und Haß, in Revolution und Anarchie.

Es ist hier nicht Zeit dafür, auf die vielen einzelnen Probleme einzugehen, die zwischen Heimatvertriebenen und Heimatverbliebenen auch im Alltag das Leben zu Anfang

belasteten, bis hinein in die Kirchengemeinden, da ja auch der Ausdruck der Frömmigkeit oft so verschieden war. Sie wissen alle, daß letztlich dennoch diese große Herausforderung bestanden wurde, und zwar als gemeinsame Leistung aller Deutschen, sowohl der Vertriebenen als der Einheimischen. Wirtschaftlich war das wohl nur dadurch möglich, daß es mit Hilfe des Marshall-Plans gelang, Arbeitsplätze zu schaffen und die wertvolle Arbeitskraft der Vertriebenen zu nutzen. Dadurch wurden zwei Dinge erreicht: die schnelle wirtschaftliche Erholung Westdeutschlands und die Integration der Millionen Vertriebenen in die wirtschaftliche und politische Ordnung. Ein weiterer Faktor, den wir nicht zu gering einschätzen dürfen, war die Leistung der Legislative und Exekutive, die sich in einer fortschreitenden Gesetzgebung zum Ausgleich der Kriegslasten, zum Aufbau neuer Existenzen — um nur zwei Momente zu nennen — zeigte.

Verzicht auf Haß und Rache

Die Bewältigung der geistigen Herausforderung ist jedoch in erster Linie wohl den Vertriebenen zuzuschreiben. Sie waren es, die schon sehr früh öffentlich auf Haß und Rache verzichteten und deutlich machten, daß sie Krieg und Gewalt nicht mehr als Mittel der Politik ansahen. Und zwei weitere ganz wichtige Postulate wurden sehr bald dabei herausgestellt: 1. daß es notwendig sei, über alles einander zugezogene Leid hinweg sich bald besonders mit dem polnischen Nachbarvolk zu versöhnen, und 2. daß die Schaffung eines geeinten Europas mit allen Kräften angestrebt werden müsse.

Zwei heute schon historische Dokumente für diese m.E. immer noch viel zu wenig gewürdigte geistige Leistung der Vertriebenen möchte ich hier noch einmal zitieren: das erste — meines Wissens auch das erste Dokument dieser Art nach dem Krieg überhaupt — ist hier in diesem Rittersaal vor 38 Jahren beschlossen worden.⁶

Wortlaut der Botschaft vom 1. Gementreffen, die durch Presse und Rundfunk — u.a. auch vom Londoner Rundfunk BBC — verbreitet wurde:

*An die Katholische Jugend des polnischen Volkes
im Gebiet der Freien Stadt Danzig*

Über 400 Vertreter der Katholischen Jugend des Bistums Danzig sind am neunten Jahrestag der Bischofsweihe ihres Oberhirten auf einer katholischen Jugendburg des Münsterlandes versammelt und senden Euch ihren Gruß in Christus. In die Häuser, in denen wir gelebt, in die Schulen, in denen wir unterrichtet wurden, und vor allem in die ehrwürdigen Kirchen, in denen wir gesungen und gebetet haben, seid Ihr jetzt eingezogen. Wir aber müssen als aus der Heimat Vertriebene über ganz Deutschland verstreut in Trauer und Wehmut der Heimat gedenken, wie das Volk Israel es einst an den Flüssen Babylons tat. Wie aber dieses Volk, unter die Zuchtrute Gottes genommen, im Strafgericht seiner Geschichte nicht aufhörte, auf die Rückkehr in die Heimat zu hoffen, so sind auch unsere Gebete getragen von jenem Geist, der wider alle Hoffnung auf Heimkehr hofft. Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes läßt uns hoffen, daß der Tag nicht mehr ferne sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen.

In dieser Hoffnung grüßen wir Euch als Brüder und Schwestern im Herrn.

Gemen/Borken, am 24.8.47

Die Vertreter der Katholischen Jugend des Bistums Danzig

gez. Dr. Alex Olbrisch, Diözesanjugendseelsorger

gez. Gerhard Hoppe, Diözesanjugendführer

gez. Evelin Drossel, Diözesanjugendführerin

Das zweite ist die berühmte Charta der deutschen Heimatvertriebenen⁷ vom 5./6. August 1950, wohl das bedeutendste Dokument für die geistigen Grundlagen zu einem Weg in die Zukunft der Vertriebenen in Deutschland.

Sie lautet:

Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Verkündet am Tage der Heimat 5./6. August 1950

Im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Men-

schen, im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis.

im Bewußtsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebenen nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

- 1. Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschen gebracht hat.*
- 2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.*
- 3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.*

Wir haben unsere Heimat verloren, Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten.

Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen, zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird. Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

- A. Gleiches Recht als Staatsbürger, nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.*
- B. Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche*

Durchführung dieses Grundsatzes.

- C. Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.*
- D. Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.*

Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden.

Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.

Die Völker müssen erkennen, daß das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen wie aller Flüchtlinge ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger Leistung fordert.

Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.

Gründung der Vertriebenenverbände

Vorausgegangen war jedoch eine wichtige Entwicklung in den drei Westzonen, die die Erarbeitung solcher Erklärungen erst möglich machte, nämlich die Gründung von Zusammenschlüssen der Vertriebenen und Flüchtlinge, sowohl weltlicher bzw. politischer, als auch kirchlich-konfessioneller Art. Eine der frühesten Gründungen dieser Art überhaupt war die der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend 1947 hier auf der Burg Gemen.

Die drei westlichen Besatzungsmächte hatten zunächst Einwände gegen solche Zusammenschlüsse erhoben, haben sie aber schließlich doch toleriert. In der Sowjetischen Besatzungszone wurden sie sofort generell untersagt. Es gehört heute etwas zum guten Ton in unserer politischen Landschaft — durch die Ereignisse vor dem Schlesiertreffen 1985 besonders wieder emotional verstärkt — Vertriebenenverbände und ihre Leistungen in Bausch und Bogen ohne jede Differenzierung als ewig gestrig zu verteufeln, bzw. die Berechtigung solcher Zusammenschlüsse heute generell in Frage zu stellen.

Ich möchte hier einmal in aller Deutlichkeit sagen: die Gründung dieser Zusammenschlüsse in ihrer großen Vielfältigkeit der Aufgabenstellung war eines der wichtigsten gesellschafts-politischen Ereignisse in der politischen und kulturellen Entwicklung unseres jungen Staates überhaupt. Ihr Beitrag sowohl zur wirtschaftlichen und sozialen Eingliederung, aber auch zur Bewahrung einer wichtigen kulturellen Eigenständigkeit der Vertriebenen war und ist von hoher Bedeutung. Auch wenn es berechtigte Kritik an politischer Ungeschicklichkeit, an hin und wieder auftretenden Äußerungen des Extremismus und an mangelnder Verständigungsbereitschaft von einzelnen Funktionären immer wieder gegeben hat und geben wird, so muß doch festgehalten werden, daß ohne die intensive Mitarbeit der Vertriebenenverbände und ihrer Leitungen wahrscheinlich weder einen solche Lastenausgleichsgesetzgebung zustande gekommen, noch das Werk der Eingliederung und Integration in dieser einmaligen — auch weltweit anerkannten — Weise gelungen wäre.

Wahrer des kulturellen Erbes

Hinzu kommen zwei weitere — wie mir scheint heute wohl als die beiden am wichtigsten einzuschätzenden Momente: Das erste ist folgendes: Es ist ein zwar in mancher Hinsicht erklärbares, aber dennoch letztlich unbegreifbares Phänomen der Nachkriegsgeschichte, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit den Verlust eines Viertels seines Staatsgebietes mit all den wirtschaftlichen, kulturellen und menschlichen Folgen bis heute — 40 Jahre danach — eigentlich nicht verinnerlicht und als ein nationales Unheil begriffen hat, daß es durch gemeinsame vor allem geistige Anstrengungen bewältigen muß. Wenn hier in einer Diskussion gesagt wurde, daß es viele Menschen in der Bundesrepublik gäbe, die Dresden für eine Stadt hielten, die in den ehemaligen deutschen Ostgebieten liegt, dann wagt man nicht zu fragen, wie ungeheuer groß die Unwissenheit der hier lebenden Menschen inzwischen in Hinblick auf diese Gebiete selbst geworden ist.

Es hat — getragen vom ganzen deutschen Volk — keine einzige nationale Anstrengung in den ersten Jahren nach dem

Krieg gegeben, das kulturelle Erbe der deutschen Ostgebiete zu retten, zu bewahren, historisch aufzuarbeiten und dem ganzen Volk bewußt zu machen. Die Folgen sind uns bekannt; sie haben nicht zuletzt in den Schulbüchern und damit im Unwissen der heute lebenden Generationen — und damit meine ich nicht nur die Jugend, sondern vor allem auch meine Altersgruppe — ihren Niederschlag gefunden. Erst in den letzten Jahren beginnt man, auch unterstützt durch ein gezieltes staatliches Finanzierungsprogramm, Archive, Institute und Sammlungen stärker zu fördern, um noch zu retten, was zu retten ist. Der Zug wäre jedoch längst vollends abgefahren — um das mal etwas salopp zu sagen — wenn es nicht die Zusammenschlüsse der Vertriebenen gegeben hätte. Im Wesentlichen war es ihnen allein in den 40 Jahren überlassen, Träger und Wahrer des kulturellen und historischen Erbes, und zwar sowohl des weltlichen als auch des kirchlichen, zu werden und bis heute zu sein.

Die Sinnfrage

Das zweite Moment ist ein vielleicht noch viel tiefer greifendes: Neben der wirtschaftlichen Eingliederung und dem Versuch, geistigen und kulturellen Besitz zu retten und zu wahren, stellte sich die existenzielle Sinnfrage in Hinblick auf das erlittene Schicksal, aber auch zugleich die Frage nach der Reaktion auf das geschehene Unrecht, auf die Konsequenzen für die Zukunft. Auch hier muß gesagt werden, daß es die Zusammenschlüsse der Vertriebenen — und hier ganz besonders die kirchlichen — waren, in denen all die Fragen nach Wiedergutmachung, Recht auf Heimat, Menschenrechten, Verständigung, Versöhnung, Schuld, Sühne, Verzicht und Opfer zuerst angefaßt und diskutiert wurden und letztlich zu einer Haltung führten, die für das ganze Volk stellvertretend wurde. Die Frage nach dem Liebesgebot — die wir hier beim 20. Gementreffen stellten und von Prof. Lenz-Medoc in unvergeßlicher Weise gedeutet erhielten — sie wurde uns und vielen anderen Gemeinschaften immer wieder in einer langen Entwicklung zum Prüfstein unseres Denkens und Handelns auf die Zukunft

hin. Daß das ein ungeheuer schwieriger Prozeß war und auch heute noch ist, wissen wir alle in der Erinnerung an unser eigenes gemeinsames Ringen darum, besonders auch hier in dieser Burg. Und wie schwer mag dieses Ringen all denen gefallen sein, deren Gemeinschaften eben nicht wie die unsere und die anderen kirchlichen, immer wieder Kraft schöpfen konnten aus der Gewißheit um Kreuz und Erlösung. Dennoch dürfen wir heute an der Schwelle des fünften Jahrzehnts nach der Vertreibung mit einer gewissen Freude sagen, daß besonders gegenüber unseren polnischen Nachbarn in unseren Herzen Türen aufgeschlossen wurden, die wohl kaum wieder verschlossen werden können, wenn auch manche Entwicklungen und Äußerungen der jüngsten Zeit uns Sorgen und Bekümmernis machen.

Gegenwart und Zukunft

Wo stehen wir heute?

Und damit wären wir in unseren Überlegungen bei unseren Fragen, Sorgen, Hoffnungen an und Aufgaben für die Zukunft, die sich uns stellen aus dem uns überkommenen Erbe von vor 1945, aber auch ganz besonders aus dem nun schon wieder fast Geschichte gewordenen Erleben von 1945 und der sich anschließenden Entwicklung. Erbe, das uns zum Auftrag wird, ist eben nicht nur das, was vor dem Zusammenbruch in unserer Heimat geschah, geschaffen wurde und es zu einer hohen Blüte brachte, sondern Erbe mit der Verpflichtung, daraus einen Auftrag zu erkennen, ist auch das, was ich in den beiden ersten Teilen meiner Ausführungen zu schildern versuchte: das erlittene Leid, die Not, die Schändung, die Vertreibung — eben das in vieler Hinsicht stellvertretend getragenen Kreuz von 1945 — aber auch das Ringen um einen Neuanfang im Gebet und in der Tat, aus dem — so glaube ich — auch Kraft gewonnen wurde und weiterhin wird, das vor uns Stehende im Vertrauen auf Gottes Hilfe anzunehmen und anzugehen.

Fragen wir uns also: wo stehen wir heute, unter Einbeziehung der hier vorgetragenen Überlegungen aber auch all dessen, was wir in diesen Tagen in den verschiedensten Referaten und Arbeitskreisen erfahren und gehört haben und auch in Diskussionen austragen?

- Wir wissen vom Erfolg der Eingliederung der Vertriebenen unserer Generation, kennen aber auch die Probleme derer, die erst heute kommen können.
- Wir wissen um die jahrzehntelange Arbeit an Frieden und Versöhnung, die in unserem Volke besonders auch durch die Vertriebenen vorbereitet und getragen wurde, mußten aber dennoch vor dem 8. Mai erleben, wie durch die Unbesonnenheit einzelner Emotionen ungeahnten Ausmaßes geweckt wurden und damit jahrzehntelange Arbeit in Frage gestellt wurde.
- Wir mußten hier besonders schmerzhaft erfahren, daß es zwar Ansätze zum Wandel auch im Denken der Polen gegenüber uns Deutschen gibt, aber die Vielzahl der negativ gesinnten Stimmen gegenüber den ganz wenigen positiven läßt uns doch erkennen, daß der Weg noch ungeheuer lang ist bis zu einer wirklichen Versöhnungsbereitschaft auch auf der polnischen Seite.
- Wir mußten erneut zur Kenntnis nehmen, daß Deutschland und Europa geteilt sind, und daß die Aussichten auf Änderung dieses Zustandes z.Zt. vielleicht geringer sind denn je.
- Wir haben aber auch — und das greift über die reine Ost-West-Thematik weit hinaus — in den Vorträgen von Prof. Lenz-Medoc und Prälat Prof. Dr. Wothe ein Bild des Zustandes unserer Gesellschaft, unseres Staates und auch unserer Kirche — oder besser des Geistes der darin handelnden Menschen — vorgezeigt erhalten, sodaß die ungeheure Sorge der Vortragenden für die Zukunft in teilweise fast beschwörenden Worten deutlich wurde.
- Wir wissen darüberhinaus um all das, was sich draußen in der Welt, wie man früher sagte — aber das stimmt ja gar nicht mehr, denn diese Welt ist heute nicht mehr

drinnen und draußen, sondern die eine ganze, unsere Welt —, was sich also in unserer Welt auch heute noch, 40 Jahre nach dem bisher größten und schlimmsten Krieg und seinen so ungeheuren Folgen, täglich an Not, Flüchtlingselend, Brutalität, Menschenrechtsverletzung zuträgt, begangen von Menschen, die aus der Geschichte augenscheinlich nichts gelernt haben.

Mit dieser Aufzählung ist das Gesamtbild unserer Ausgangs- bzw. Durchgangssituation in die weitere Zukunft durchaus noch nicht vollständig beschrieben.

Lassen Sie mich jedoch nun versuchen, ausgehend von diesem Bild, einige Antworten zu geben, Aufgaben zu formulieren, so wie ich sie sehe. Ich möchte das tun unter fünf Gesichtspunkten, obwohl es problematisch ist, den Menschen mit seinen Aufgaben in fünf Teilaspekte aufzuteilen, da er sie ja nur als einheitliche Person erkennen und bewältigen kann. Dennoch lassen Sie mich fragen, wie sehen wir unsere Aufgaben für die Zukunft:

als Danziger oder deren Nachkommen,
als Vertriebene oder deren Nachkommen,
als Deutsche,
als Europäer,
als Christen?

Aufgaben als Danziger

Danziger sein bedeutet, aus einer Stadt zu stammen, die durch ihre Geschichte, ihre Kultur von europäischer, vielleicht sogar von weltweiter Bedeutung war und ist — denken wir an die Ereignisse von 1939 und 1980. Die Tradition dieser Stadt ist ein Beispiel dafür, daß nicht nationale Engigkeit und Kleinmütigkeit Großes werden läßt, sondern das Eingebundensein in vielfältige Strömungen von Kulturen, Entwicklungen und Entscheidungen. Wir haben diese Stadt, in der jahrhundertlang deutsch gesprochen wurde, aber auch polnisch, niederländisch, italienisch — europäisch — gedacht und geschaffen wurde, verlassen müssen. Auch wenn diese Stadt zu einem Teil nach altem Vorbild

wieder aufgebaut wurde, so ist sie heute in der Gefahr, daß diese große Tradition versiegt oder in einseitiger nationaler Überbetonung von polnischer Seite verwischt wird.

Ich meine, eine unserer wichtigsten Aufgaben, deren Bewältigung wir unserer Vaterstadt, aber auch den Menschen, die dort heute leben, schulden, ist es, diese historische Tradition Danzigs zu bewahren, neu zu beleben und dazu beizutragen, daß auch die Polen sie erkennen und annehmen. Wir müssen den Polen helfen, auch die deutsche Tradition Danzigs anzuerkennen als ihre Geschichte, als ihre Vergangenheit; erst dann werden auch sie wirkliche Danziger werden. Dazu bedarf es aber auch bei uns einer genauen Kenntnis der geschichtlichen Fakten. Der Donnerstagabend auf diesem Treffen bot mit dem Thema »Danzig — Stadt der Begegnung« dazu wieder einen besonders wertvollen Beitrag. Wir müssen weiter in dieser Weise an unserem eigenen Danzig-Bild arbeiten.

Aufgaben als Vertriebene

Vertriebener sein heißt, erfahren zu haben, wie alles, was man besitzt, verloren gehen kann; daß man rechtlos, ehrlos, hilflos bis zum Letzten werden kann. Vertriebener sein heißt aber auch für uns, Diktaturen von zwei Seiten erlebt zu haben: von brauner und von roter. Vertriebener sein heißt letztlich auch, zu erkennen, daß sich alle Werte reduzieren können auf letzte Seinsbezüge in Gott, die Hilfe bringen. Ich meine, unsere vorzüglichste Aufgabe als Vertriebene ist, immer intensiver dafür zu arbeiten — und erscheine es noch so sehr als Sisyphus-Arbeit — daß unser Schicksal sich nicht immer und immer wiederholt. Die Thematik des Gementreffens 1984 »Flucht, Vertreibung, Heimatverlust im 20. Jahrhundert« hat uns diese Aufgabenstellung in besonderem Maße deutlich gemacht. In unserem Bemühen sollten wir besonders beachten: Vertriebener sein heißt auch, das Recht in den Blick zu nehmen, die Kodifizierung des Heimatrechtes zu erkämpfen, sich um Gerechtigkeit zu mühen. Wenn auch das Prinzip der

Liebe im Umgang zwischen den Menschen hin und wieder das Prinzip der Gerechtigkeit zurücktreten lassen wird, so wird das Zusammenleben zwischen den Völkern vollends korrumpiert werden, wenn es nicht gelingt, der Gerechtigkeit mehr Boden zu erringen als bisher.

Aufgaben als Deutsche

Herr Neudeck hat uns auf diesem Treffen in seinem Referat die Probleme der Teilung Deutschlands in besonders eindrucksvoller Weise dargestellt. Wir erkannten die Schwierigkeiten in Hinblick auf die Lösung der Deutschen Frage, und es wurden uns auch die Aufgaben aufgezeigt, die sich für uns daraus stellen. Zwei Dinge möchte ich noch einmal besonders erwähnen:

1. Das Gespräch, der menschliche Kontakt, die brüderliche deutsch-deutsche Begegnung darf nicht abreißen. Jeder, der kann, sollte sie suchen, besonders durch Reisen in die DDR und nach Ostberlin.

2. Es tut dringend Not, daß wir besser, objektiver, vorurteilsloser versuchen, ein Bild von den Verhältnissen in der DDR zu gewinnen. Es wird auch in einem sehr hohen Maße von uns abhängen, ob die Trennungslinie zwischen den beiden Teilen Deutschlands auch immer mehr eine geistige Grenze wird.

Neben dieser auf die DDR ausgerichteten Aufgabenstellung, die sich für uns als Deutsche ergibt, dürfen wir jedoch im besonderen nicht jene Gebiete aus unserem Blick verlieren, die jahrhundertlang Teile unseres Vaterlandes waren, und zwar in zweierlei Hinsicht: Einerseits tragen wir eine besondere Verantwortung für die Menschen, die heute noch in diesen Gebieten leben und Deutsche oder von deutscher Herkunft sind. Auch um einer dauerhaften Verständigung mit unseren östlichen Nachbarn willen ist es dringend erforderlich zu erreichen, daß alle, die diese Gebiete freiwillig verlassen wollen, um in der Bundesrepublik Deutschland zu leben, dazu die Erlaubnis erhalten, daß aber auch alle, die in ihrer Heimat bleiben wollen, dort ohne jede Diskriminierung ihrer deutschen Abkunft in Sprache, kul-

tureller Betätigung und vor allem in ihrem Glaubensleben Ausdruck geben dürfen. Andererseits haben wir aber auch eine bleibende historische Verpflichtung gegenüber diesen Gebieten selbst. Wir können es nicht hinnehmen, daß die Wahrheit über ihre Geschichte und Kultur in einer derartigen Weise verbogen wird, wie wir es oft dort bei Besuchen erleben, in vielen gedruckten Zeugnissen lesen und leider häufig auch in unseren hiesigen Medien hören müssen. Auch in Zukunft werden wir um der historischen Wahrheit willen uns intensiv um die Bewahrung und Pflege des deutschen kulturellen Erbes jener Gebiete bemühen müssen, in denen u.a. einst Kant und Herder gelehrt, Eichendorff und Hauptmann gedichtet haben. Dabei werden wir uns sowohl gegen den Vorwurf des Revisionismus oder gar Revanchismus verwahren müssen, wenn wir auch von Polen und Tschechen erwarten, daß sie wahrheitsgetreu den hohen Anteil deutscher Kulturleistung in der Geschichte der von ihnen 1945 in Besitz genommenen Gebiete würdigen, als auch uns selbst immer wieder darum bemühen müssen, nicht in nationalistisches Denken und Argumentieren zurückzufallen.

Aufgaben als Europäer

In der oben zitierten Charta der Deutschen Heimatvertriebenen lautet der zweite Leitsatz: »Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.« Als ich 1958 das erste Mal nach dem Krieg in Polen war, fragte mich ganz unvermittelt ein Passant in Warschau, der mich als Ausländer erkannte und einfach ansprach, ob ich Deutscher sei und ob ich hic et nunc einige Minuten für ein Gespräch Zeit habe. Völlig verwundert stimmte ich zu und war noch mehr erstaunt, als dann auf einer Parkbank die Frage gestellt wurde: »Was halten Sie als junger Deutscher (ich war damals 25 Jahre alt) von einem freien Europa und von der Stellung Polens darin?« Mir ist diese Begegnung bis

heute deutlich in Erinnerung und eine ständige Mahnung geblieben.

Wir erleben z.Zt. eine europäische Krise nach der anderen, doch wer denkt von uns eigentlich daran, daß das, was da in permanenter Krise steht, noch gar nicht Europa ist, und daß wir weit davon entfernt sind, die Frage dieses Polen von vor 27 Jahren realistisch beantworten zu können. Lassen Sie uns, die wir aus dem Osten Deutschlands stammen, der ja eigentlich in der Mitte Europas liegt, stets Mahner sein für ein Europa, das auch die Völker des Ostens umfassen muß; und lassen Sie uns im Gespräch und in der Begegnung mit den Menschen Osteuropas, besonders Polens, die Hoffnung stärken, daß wir diese Menschen als unsere europäischen Brüder und Schwestern anerkennen.

Aufgaben als Christen

Bleibt noch jene Frage zu stellen, die die wichtigste ist, die man in einem eigenen Referat beantworten könnte, aber vielleicht auch in wenigen Sätzen in jener Reduzierung, wie sie Christus selbst uns beantwortet hat: Wie steht es um unsere Aufgabenstellung als Christen, die wir all das Schreckliche erlebt haben aber auch erfahren durften, wie Gott uns geführt hat.

Es stehen eine Fülle von Aufgaben vor uns auf dem Hintergrund jener Problemstellungen, die ich vorhin zu schildern versuchte. Ich möchte nur zwei noch einmal hervorheben: 1. Unser Bemühen um eine Versöhnung mit Polen scheint in eine Sackgasse geraten zu sein. Die kurzen Anmerkungen von Prälat Wothe in der Hauptversammlung des Adalbertus-Werkes, daß auch das Verhältnis zwischen dem polnischen und deutschen Episkopat quasi auf Eis gelegt sei (wer denkt da nicht zurück an den Briefwechsel am Ende des Konzils vor 20 Jahren!) schmerzen uns sehr, ebenso wie die Befürchtung, daß die kontroversen Stellungnahmen, die unser Volk bisher von der staatlich-kommunistischen Seite hinnehmen mußte, nunmehr aus dem Munde von Mitgliedern der polnischen Hierarchie

ergänzt werden. Die Äußerungen des polnischen Primas, zuletzt im Zeit-Interview vom 14. Juni 1985, stimmen traurig und machen ratlos.

2. Die Situation in unserer Gesellschaft, in unserem Staat, in unserer Kirche, wie sie hier in zwei Referaten geschildert wurde, wie können wir sie als Christen ändern, daran arbeiten, daß sie sich ändert?

Ich meine, auf beide Fragen gibt es viele Antworten, aber auch vielleicht nur eine: Wir müssen uns bemühen, hier und heute im Jahre 1985, täglich von neuem so gute Christen zu sein, wie wir es nur eben vermögen, und das heißt auf ein Wort zusammengefaßt, versuchen wirklich zu lieben.

Wir haben heute morgen im Gottesdienst als Halleluja-Vers gesungen: »Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollendet.« Nehmen wir diesen Vers erneut auf, versuchen wir, ihn auf unser privates und unser politisches Denken und Handeln zu übertragen und daraus Hoffnung zu schöpfen. Das heißt jedoch auch, daß wir ganz praktisch anfangen, daß wir in all unserem Bemühen um die gerechte Sache, das auch manchmal von verschiedenen Motiven her kontrovers begründet und ausdiskutiert werden muß, nie vergessen, daß wir alle Brüder und Schwestern in einer Kirche sind, daß wir — und das gilt doch für Bischöfe, Priester und Laien — alle Glieder am mystischen Leibe Christi sind. Ich sage hier einmal ganz deutlich: wer »Amtskirche« sagt, verstößt eigentlich schon gegen diesen Grundsatz; es gibt keine zwei Kirchen, wovon die eine Amtskirche ist. Das ist schon Übernahme des Vokabulars derer, die in dieser Kirche nicht mehr die eine Verwirklichung des Auftrages Christi als Gemeinschaft der Liebe sehen. Allein im Geist der Liebe, die uns von Gott geschenkt ist, können wir Vertrauen haben, so wie es Thomas von Aquin sagte: »Liebe ist das Urgeschenk, alles, was uns sonst noch unverdient dazugegeben werden mag, wird durch sie zum Geschenk.«

Im Gebrauch dieses Gottesgeschenktes werden wir auch die Zukunftsaufgaben anfassen müssen, dann werden wir

sowohl auf dem Weg der Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn, wie in unserem Bemühen um Erneuerung unserer Kirche, als auch in den anderen angedeuteten Aufgaben mit Gottes Hilfe gute Schritte in die Zukunft tun. In der neuesten Enzyklika⁸ unseres Papstes Johannes Paul II. »Slavorum Apostoli« zur Erinnerung an das Werk der Slavenapostel Cyrill und Method vor 1100 Jahren heißt der letzte Abschnitt: »Die Zukunft«. Hören wir am Schluß die Worte des Heiligen Vaters:

Die Zukunft! Wie sehr diese auch menschlich gesehen voller Gefahren und Ungewißheit erscheint, legen wir sie mit Vertrauen in deine Hände, himmlischer Vater, und rufen die Fürsprache der Mutter deines Sohnes und der Mutter der Kirche an und die deiner heiligen Apostel Petrus und Paulus, der Heiligen Benedikt, Cyrill und Methodius, Augustinus und Bonifatius, und aller anderen Missionare Europas, die — stark im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe — unseren Vätern dein Heil und deinen Frieden verkündet haben und unter den Mühen der geistlichen Aussaat die Errichtung einer Zivilisation der Liebe begonnen haben, einer neuen Ordnung, die auf dein Gesetz und den Beistand deiner Gnade gegründet ist, die am Ende der Zeiten alles und alle im himmlischen Jerusalem mit ihrem Leben erfüllen wird. Amen.

Lassen Sie uns dieses Gebet aufnehmen und daraus Vertrauen gewinnen für unsere bescheidene, aber sicher wichtige Arbeit an der Zukunft.

Nachwort

Seit ich das vorliegende Referat auf dem 39. Gementreffen hielt, ist fast ein Jahr vergangen. Die Danziger Katholiken rüsten sich nun schon zu ihrem 40. Gementreffen, das unter dem Leitwort stehen wird: »Schritte auf dem Weg der Versöhnung«.

In den dazwischen liegenden Monaten hat sich die zu Beginn des Teils III meines Vortrags umrissene Ausgangssituation für meine Überlegungen zur Aufgabenstellung für die Zukunft nicht wesentlich verändert. Unverändert werden uns darum auch die Fragen nach der Lösung der uns gestellten Aufgaben über das 40. Gementreffen hinaus begleiten.

Zwei Ereignisse in unserer Kirche aus den letzten Monaten müssen hier jedoch erwähnt werden, die uns für diese Lösungen neue Hoffnung geben können, auch im Hinblick auf das Leitwort des kommenden Treffens. Das erste war der Versöhnungsgottesdienst der polnischen und deutschen Bischöfe, der in Rom im Dezember des vergangenen Jahres stattfand, zur Erinnerung an den Austausch der Bischofsbotschaften zur Versöhnung vor 20 Jahren zu Ende des Konzils. Wenn auch diesmal von der Öffentlichkeit kaum beachtet — im Gegensatz zu der vor 20 Jahren allenthalben ausgelösten fast euphorischen Bewegung — wurden in den Ansprachen der Kardinäle Höffner und Glemp in großer Offenheit voreinander die derzeitigen Möglichkeiten aber auch Grenzen der Bemühungen um Versöhnung zwischen Polen und Deutschen dargelegt, ein Zeichen der Hoffnung nach den vielen Rückschlägen in jüngster Zeit.

Das zweite war die vor Ostern dieses Jahres erfolgte differenzierte neue Stellungnahme des Vatikans zur Theologie der Befreiung, einschließlich der vorzeitigen Aufhebung des Redeverbotes für den Franziskanerpater Leonardo Boff. Hier wurde sichtbar, daß der Geist der Erneuerung, die wir vom Konzil ausgehend für unsere Kirche erhoffen, an Haupt und Gliedern in der Kirche wirksam ist und daß

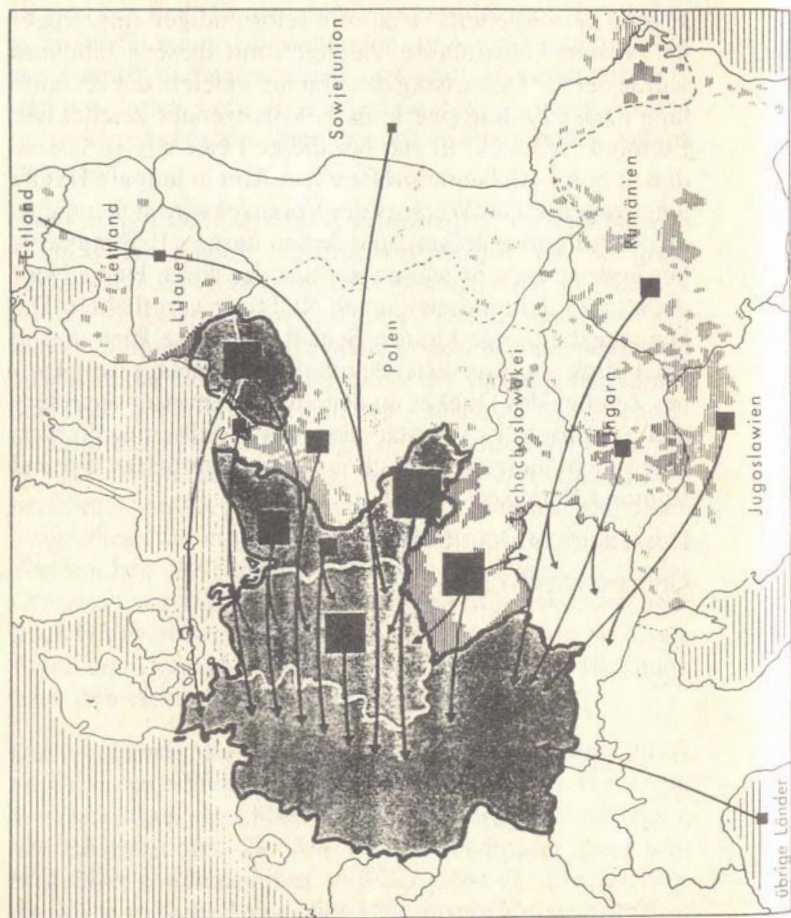
wir auf die weitere Ausbreitung der »Zivilisation der Liebe«, von der der Papst im letzten Abschnitt seiner am Schluß meines Referates zitierten Enzyklika spricht, auch in Zukunft vertrauen dürfen.

Ein letztes, internes, Ereignis sei hier noch nachgetragen: Das Adalbertus-Werk e.V. beging am 3.12.1985 die 25-Jahrfeier jenes Datums, an dem es sich — aus der 1947 gegründeten Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend hervorgehend — als ein selbständiger eingetragener Verein konstituierte. Zugleich mit diesem Jubiläum wurde der 80. Geburtstag des Mannes gefeiert, der 25 Jahre lang dieses Bildungswerk als 1. Vorsitzender geleitet hat: Edmund Neudeck. Er hat bei dieser Feier wissen lassen, daß er beim 40. Gementreffen sein Amt in jüngere Hände legen möchte. Der Wechsel des Vorsitzes wird sicher nichts an der Aufgabenstellung und Arbeit unseres Bildungswerkes ändern, zu sehr wissen wir uns der durch Herrn Neudeck in 25 Jahren gewiesenen Richtung verpflichtet. Die Herausgabe dieser kleinen Schrift, die diese Richtung in Rückblick und Ausblick festzuhalten versucht, sei ein kleines Zeichen des Dankes an den aus seinem Amt scheidenden verehrten 1. Vorsitzenden des Adalbertus-Werkes, aber auch ganz persönlich an den väterlichen Freund Edmund Neudeck.

Düsseldorf, im Juni 1986

Gerhard Nitschke

Vertreibung und Flucht der Deutschen aus ihren Heimatgebieten



Bevölkerungstabelle

Vor der Flucht und Vertreibung

Deutsche Bevölkerung im Jahre 1939

Ostgebiete des Deutschen Reiches	9 575 000
davon Ostpreußen	2 473 000
Ost-Pommern	1 884 000
Ost-Brandenburg	642 000
Schlesien	4 577 000
Tschechoslowakei	3 477 000
Baltische Staaten und Memelland	250 000
Danzig	380 000
Polen	1 371 000
Ungarn	623 000
Jugoslawien	537 000
Rumänien	786 000
zusammen*	<u>16 999 000</u>
Geburtenüberschuß 1939 - 1945	+ 659 000
	<u>17 658 000</u>
Kriegsverluste 1939 - 1945	-1 110 000
<i>Deutsche Bevölkerung bei Kriegsende</i>	<u><u>16 558 000</u></u>

* dazu in der Sowjetunion 1,5 bis 2 Mill.

Kriegsverluste	1 110 000
Verluste durch Flucht und Vertreibung	<u>2 111 000</u>
Gesamt-Verluste	<u><u>3 221 000</u></u>

Das heißt: von den 1939 in den Vertreibungsgebieten ansässigen Deutschen ist jeder Fünfte gefallen oder umgekommen.

Flucht und Vertreibung (1945 - 1950)

Flüchtlinge und Vertriebene

aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches	6 944 000
aus der Tschechoslowakei	2 921 000
aus den übrigen Ländern	<u>1 865 000</u>
	11 730 000

In der Heimat Verbliebene

in den Ostgebieten des Deutschen Reiches	1 101 000
in der Tschechoslowakei	250 000
in den übrigen Ländern	<u>1 294 000</u>

2 645 000

Vermutlich noch lebende Gefangene (1950) 72 000 14 447 000

Tote und Vermißte während der Flucht und Vertreibung

in den Ostgebieten des Deutschen Reiches	1 225 000
in der Tschechoslowakei	267 000
in den übrigen Ländern	<u>619 000</u>

2 111 000

16 558 000

Gesamtzahl der deutschen Vertriebenen 1966 (geschätzt)

in der Bundesrepublik Deutschland	10 600 000
in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands	3 500 000
in Österreich und anderen westlichen Ländern	500 000

Quelle: Bundesministerium für Vertriebene, 1967

Herkunft der Zitate

- 1 Schicksal Vertreibung, Aufbruch aus dem Glauben, Hg. Franz Lorenz, Wienand Verlag, Köln 1980, S. 57
- 2 Franz Scholz: Wächter, wie tief die Nacht? Görlitzer Tagebuch 1945/1946, Verlag G.A. Walter, Eltville 1984, S. 32/33
- 3 Winston Churchill am 15. Dezember 1944, Parlamentsdebatten des Unterhauses, Band 406, Spalte 1484; auch Churchill, Reden, Zürich 1949, Band 5, S. 468 zitiert nach Alfred M. de Zayas: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen, C.H. Beck-Verlag, München 1978, S. 25
- 4 Ernst Nittner: Vertreibung — Eingliederung — Versöhnung, Schicksal und Leistung der katholischen Heimatvertriebenen, in: Kehrt um und glaubt — erneuert die Welt, die Vortragsreihen, 87. Katholikentag in Düsseldorf 1982, Bonifatius-Verlag Paderborn, S. 348/349
- 5 wie 1, a.a.O. S. 61
- 6 adalbertus-jugend — adalbertus-werk e.v. Stationen der Entwicklung, Ordnung, Satzung, Düsseldorf 1978
auch wie 1, a.a.O. S. 117
- 7 Dr. Julius Doms: Gedanken zum Recht auf Heimat Der Wegweiser 1953, Wegweiserverlag Troisdorf/Rhld.
- 8 Rundschreiben Slavorum Apostoli von Papst Johannes Paul II, in: Amtsblatt des Erzbistums Köln, Stück 16, 125. Jahrgang vom 15. Juli 1985, Verlag J. P. Bachem, Köln

Die Bevölkerungstabelle im Anhang wurde dem unter 3 genannten Buch von Zayas entnommen, die Karte dem Band:

Pius XII. zum Problem der Vertreibung

Hg. Kath. Arbeitsstelle (Nord) für Heimatvertriebene, Köln

Schriftreihe Heft 1, Druckerei Wienand, Köln 1963

Weitere Literatur zum Thema:

Arndt, Werner: Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Schlesien Sudetenland 1944/1945. Die Bild-Dokumentation der Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten, Podzun-Pallas-Verlag, Freiburg 1983

Behnke, Joachim: Nach 20 Jahren — die Arbeit der katholischen Vertriebenenorganisationen. Bernward Verlag, Hildesheim 1966

Czaja, Herbert: Ausgleich mit Osteuropa, Versuch einer europäischen Friedensordnung. Seewald-Verlag, Stuttgart 1969

Manthey, Franz: Heimat und Heilsgeschichte, Versuch einer biblischen Theologie der Heimat, BernwardVerlag, Hildesheim 1963

Meyer-Sevenich, Maria: Impressionen und Gedanken. Aus dem Alltag eines Vertriebenenministers. Verlag G. Rautenberg, Leer 1967

30 Jahre nach der Vertreibung — Materialien aus einem Theologengespräch. Hg. P. Dr. Paulus Sladeck OSA. Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde 28, München 1978

Deutsche und Polen, Dokumente zur Vertreibung I und II. Hg. Aktion landsmannschaftlicher Jugend im BDKJ/ München. Werkmappe 7 1969, Werkmappe 8 1971, Funk-Druck, Eichstätt

Eingliederung der Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten in der Bundesrepublik Deutschland
Hg. Der Bundesminister des Innern, Bonn 1982

Druck: A. Bernecker, Melsungen

Menschenrechte achten — Vertreibung ächten
Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde 31, München 1982

40 Jahre nach Flucht und Vertreibung, ... als der Exodus begann. Hg. Hans-Ulrich Engel, Walter Rau Verlag, Düsseldorf 1985

GERHARD NITSCHKE

**Nach 40 Jahren –
unsere Aufgaben für die Zukunft**